

BUCHBESPRECHUNGEN

Urgeschichte in Baden-Württemberg. Hrsg. von HANSJÜRGEN MÜLLER-BECK unter Mitarbeit von GERD ALBRECHT, KLAUS E. BLEICH, ALFRED CZARNETZKI, BURKHARD FRENZEL, HANS GRAUL, JOACHIM HAHN, WIGHART VON KOENIGSWALD, EDWARD SANGMEISTER und HANS-PETER UERPMMANN. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1983. 548 Seiten, 270 (teils farbige) Abbildungen. Preis DM 74,-.

Dieser Sammelband ist hervorgegangen aus einem Vortrags-Kolloquium im Rahmen des 500jährigen Jubiläums der Universität Tübingen. Er wendet sich offensichtlich an einen breiteren Leserkreis und wird ihn wohl auch erreichen. Indes ist die Darstellung teilweise recht anspruchsvoll, zumindest nicht gerade leicht verständlich, und erfordert einige Mitarbeit des Lesers; in erläuternden Abbildungen und Graphiken jedoch begibt sie sich eher auf die Ebene der Comic strips (z. B. Abb. 189 und 270). Gleichwohl wird man fragen dürfen, was denn den prähistorisch „Vorbelasteten“ oder gar den Fachmann besonders interessieren wird. Je mehr er sich mit jenen Gebieten beschäftigt hat, die in Tübingen speziell „Urgeschichte“ genannt werden, um so eher dürfte er sich von den naturwissenschaftlichen Beiträgen angezogen fühlen, was aber beileibe nicht heißen soll, daß nicht auch die archäologischen Teile ihm Neues bieten könnten.

Zumindest einige der naturwissenschaftlichen Autoren verweisen eindringlich auf Schwierigkeiten, die meistens überspielt werden, und mahnen dementsprechend zur Zurückhaltung bei Konnektierungen. Dies sollte der Prähistoriker um so eher beachten, als für ihn selbst ja zumeist Sedimente und Phänomene interessant sind, die dem periglazialen Bereich angehören; den Ausgangspunkt der Eiszeitforschung aber haben geomorphologische Beobachtungen im Glazialgebiet und in unmittelbar angrenzenden Zonen gebildet. Es wird deutlich und klar ausgesprochen, mit welchen Lücken wir allenthalben zu rechnen haben: Nicht nur, „daß man sich in Ermangelung eines Besseren . . . auf das Abzählen warmzeitlicher Bildungen von oben nach unten verlassen hatte, ohne mit der Möglichkeit von Hiaten zu rechnen“ (S. 103); auch für andere Bereiche und Phänomene ist man so vorgegangen, und so wäre z. B. hinzuzufügen, daß zwar die weiter „außen“ liegenden Moränen gegenüber den „inneren“ in der Regel ebenso die älteren sind wie die höheren Terrassen gegenüber den niedrigeren, aber dies nur der erfaßbare Zustand ist und nicht besagt, daß es nicht davor und dazwischen jeweils ältere Erscheinungen gegeben haben könnte, die einfach nicht erkennbar sind. Gewiß wird immer wieder gesagt, daß selbst in Höhlen häufig ganze Schichtpakete ausgeräumt sein können (z. B. S. 279), doch wie oft wird diese Möglichkeit nicht vernachlässigt zugunsten „passender“ archäologischer Erörterungen? Für die deutlichen Worte wird man dankbar sein müssen; dem Rezensenten haben ähnliche Äußerungen früher einmal die Ungnade einiger Köpfe der DEUQUA eingetragen.

Für den Prähistoriker, dem zumal die Zusammenhänge von Umwelt und Kultur wichtig sind, erhebt sich noch die weitere Schwierigkeit, daß zum Teil gerade das, was ihn besonders angeht, nicht den jeweils extremen Klimaständen entspricht, sich für diese aber besser kartieren läßt als für die prähistorisch „interessanteren“ Perioden. (All das hat zusammengewirkt bei den Unsicherheiten des jetzt über zwei Jahrzehnte zurückliegenden Versuchs von K. J. NARR, „Kultur, Umwelt und Körperlichkeit des Eiszeitmenschen: Studien zu ihrem gegenseitigen Verhältnis“. Stuttgart 1963.) Klimatische Faktoren und die entsprechende Ärmlichkeit der Pflanzen- und Tierwelt mögen es in der Tat „erklären, weshalb manche Abschnitte der letzten Eiszeit bei uns so leer oder arm an Funden“ sind (S. 132): Sie bilden zeitweilig eben nur einen Teil jener „Glazialanökumene“, die auch immer wieder zu einer Zweiteilung Europas geführt hat (NARR, a. a. O., u. a. Kartierungsversuche S. 44 u. 54). Immer noch lassen die Mängel oder gar die Unmöglichkeit einer Konnektierung die an sich teilweise schon sehr differenzierten Ergebnisse der einzelnen Forschungszweige für eine Zusammenschau leider nicht recht fruchtbar werden.

Das Altpaläolithikum bleibt in Süddeutschland dürftig bezeugt; selbst der altberühmte Fund von Mauer ist nur höchst ungefähr einzuordnen (vgl. S. 63 u. 189); immer noch ist nicht viel mehr zu sagen, als daß er „nach Zeitstellung und morphologischer Beschaffenheit“ schon diesseits jener Grenze steht, „an der unsere Aussagen über menschliche oder nicht-menschliche Seinsweise unsicher werden“ (Handbuch der Deutschen Geschichte, Hrsg. BRANDT/MAYER/JUST. Band 1, Abschnitt 1. 1957, S. 3), – ein „indirekter, wenn

auch trotzdem eindeutiger Befund“ (S. 245). Immer wieder werden im übrigen bis in das Jungpaläolithikum hinein die Verhältnisse „den Menschen veranlaßt haben, unseren Raum für einige Jahrtausende aufzugeben und sich wieder weiter nach Südwesten und Südosten zurückzuziehen“ (S. 269). Auch das Ende des Aurignacien in der Vogelherd-Höhle dürfte deshalb mehr sein als nur eine „lokale Beobachtung“. (Selbst in zahlreichen Höhlen Frankreichs ist eine Unterbrechung vor dem nur durch wenige Fundstellen repräsentierten „Aurignacien II“ festzustellen.) Sollte es da wirklich nur eine Lücke in unserem Wissenstand sein, daß „kaum ein entwickeltes Aurignacien vorhanden ist und ein älteres Gravettien ebenfalls fehlt“ (S. 329)? Gewiß dürfte auch „in den darauf folgenden Gravettien-Horizonten keine besondere Verschlechterung des Klimas“ erfolgt sein (S. 282), wenn man das auf die unmittelbar voraufgehenden bezieht; doch wie steht es bei einem Vergleich mit dem vollen Aurignacien im späten Denekamp?

Von einem in Tübingen herausgegebenen Werk erwartet man angesichts des dortigen Sonderforschungsreiches, daß es sich vor allem den Zusammenhängen mit Klima und Umwelt widmet. Indes, „mit modernen naturwissenschaftlichen Methoden durchgeführte Untersuchungen“ – so erfahren wir – „erlauben es, ein verhältnismäßig sicheres Bild zu entwerfen, bei dem aber für den Nichtfachmann immer wieder überraschend ist, auf wievielen Voraussetzungen und Vermutungen solche Aussagen beruhen“ (S. 279f.). Wie weit kann man dabei eigentlich ins einzelne gehen? Inwieweit sind zumal Veränderungen des Artefaktinventars von umweltbedingten Einwirkungen abhängig? Viel Konkretes scheint sich da nicht zu zeigen, und man wird sich fragen müssen, ob es nicht an der Natur der Sache liegt, d. h. ob denn die uns zugänglichen Artefaktformen überhaupt solche Funktionen repräsentieren, daß mit Auswirkungen eines Umwelthandels auf diesen Bereich zu rechnen ist. Was wissen wir schon darüber? (Daß die „Rückenmesser“ als Teile von Waffenspitzen anzusehen sind, mag sein oder auch nicht; konkrete Anhaltspunkte werden uns nicht geboten.) Eine der nicht geringen Schwierigkeiten besteht aber sicherlich auch darin, daß unsere Kenntnisse über die paläolithische Fauna fast ausschließlich auf Resten der Jagdbeute beruhen, so daß z. B. letztes Endes auch die Frage nicht zu entscheiden ist, ob im Spätglazial Mammut und Wollhaarnashorn wirklich in der Regel fehlten und nur vereinzelt noch einwanderten (S. 200) oder ob nicht zunächst eine Umstellung der Jagd auf anderes Wild infolge der Erfindung neuerer Waffen und mit anderen Verfahren das veränderte Bild prägt. Für den Rezensenten jedenfalls ist Kultur mehr als nur ein „außerkörperliches Mittel der Anpassung“.

Große Lücken in unseren Kenntnissen bestehen zweifellos noch für das Mesolithikum. Sieht man in gängige Darstellungen, z. B. von J. G. D. CLARK (etwa „Mesolithic Prelude: The Palaeolithic-Neolithic Transition in Old World Prehistory“, Edinburgh 1980), so ist das Bild weitgehend von einer Verallgemeinerung der Verhältnisse in den Gebieten um Nord- und Ostsee geprägt. Für Südwestdeutschland wird durch die hier besprochene Publikation ein anderer Anhaltspunkt geboten, der aber leider nur auf Höhlenfundstellen beschränkt ist. Es fragt sich zudem, ob man wirklich den dubiosen Konstruktionen von M. JOCHIM so breiten Raum widmen sollte (S. 387ff.), wenn man sich gleich darauf aufgrund neuerer Daten davon distanzieren muß (S. 389). Nicht zu beurteilen ist schließlich, welche Besonderheiten es denn waren, die wohl letztlich zu der Bezeichnung „Beuronien“ geführt haben (S. 390).

Gewissermaßen als Kontrast zur „Jägerischen Urgeschichte“ dient eine Darstellung der „ersten Bauern“, d. h. im wesentlichen der linienbandkeramischen Kultur. Ihr voraus geht eine Behandlung der Anfänge von Tierhaltung und Pflanzenanbau im Nahen Osten, wohl um wenigstens für einen Teil des Neuen die Wurzeln aufzuzeigen. Das ist übrigens, wenn auch enger begrenzt, der gleiche Grund, aus dem V. G. CHILDE sich dem „Most Ancient East“ zuwandte: von dort her die Phänomene in Europa verstehen. Inwieweit ist aber nicht im Grunde immer noch eine eurozentrische Blickweise maßgebend, zumindest ein Ausgehen von Phänomenen, die dem Europäer einigermaßen vertraut sind? Hat es nicht lange gedauert, bis man davon abließ, die Siedlungen im Vorderen Orient nach dem Muster europäischer Bauernhäuser zu rekonstruieren? Ist es nicht im Grunde ein solcher europäisch gefärbter Blickpunkt, wenn man den Anfang des Bodenbaus fast ausschließlich im Getreideanbau sucht (S. 413 u. 430), obwohl der doch nicht eindeutig früher ist als die Kultivierung einiger Leguminosen?

Ob sich tatsächlich eine Bevölkerungsexplosion ereignete, wie man sie aus dem Befund von Çatal Hüyük theoretisch errechnen kann, ist die Frage; es gibt da Regulative, die noch kaum erforscht sind. Doch die Möglichkeit einer zeitweilig sehr starken Bevölkerungszunahme und einer Abwanderung anstelle einer Konzentration ist nicht auszuschließen, und so wird man das wohl auch für die Bandkeramiker in Betracht ziehen dürfen (S. 467). Es ändert nichts daran, daß in der Tat die „Kultur der Bandkeramiker als solche“ sich nur in ihrem festgestellten Verbreitungsgebiet herausgebildet haben wird (S. 467). (Das Nebeneinander von Mesolithikum und Bandkeramik ist im übrigen keineswegs eine solch neue Erkenntnis, wie S. 403 das vor-spiegeln könnte.) Hier soll im einzelnen nicht auf die Ansichten von E. SANGMEISTER eingegangen werden, dem man für diese gedrängte Gesamtdarstellung dankbar sein muß; der Rezensent hat vieles von ihm gelernt und übernommen und stimmt zumal in der Frage der Entstehung und des Zusammenhaltes weitgehend mit

ihm überein (vgl. Grenzfragen 11, 1982, 35 ff.). In der Tat bedarf – um nur diese Einzelheit zu nennen – die Parallelität bandkeramischer Bauten, wo sie wirklich nachzuweisen ist, einer Erklärung und ist nicht nur schlicht festzustellen.

Insgesamt handelt es sich bei dem hier besprochenen Sammelband zweifellos um ein beachtliches Werk, dessen Lektüre sich für jeden lohnt, ist sie auch manchmal und für manchen wohl mühsam. Dem einen oder anderen mag oben der Inhalt des Bandes zu kurz gekommen sein. Der Rezensent muß aber gestehen, daß es ihm nicht liegt, die Besprechung solcher Sammelbände in Form von erweiterten Inhaltsverzeichnissen zu erledigen. Auch pflegt er sich im allgemeinen nicht mit Äußerungen über sorgfältige oder „lieblose“ Gestaltung des Drucks aufzuhalten. Indes darf trotz der zweifellos guten Ausstattung des Bandes angemerkt werden, daß sich unter den Abbildungen Fotos von Fundgegenständen befinden, die keine Einzelheiten erkennen lassen, und bei denen man sich deshalb lieber Zeichnungen gewünscht hätte. (Da mögen allerdings Verlegerwünsche eine Rolle spielen.) Ob die Sprache immer einem größeren Leserkreis angemessen ist, wird man trotz des angefügten Glossars bezweifeln dürfen. Geradezu exzessiv wird z. B. in einem Beitrag die nicht näher erläuterte Binfordische Wortprägung „Technokomplex“ verwendet, während ein anderer sich eher distanziert dazu verhält und den Ausdruck zumindest in Zusammenhang mit Ornamentik in gehörige Gänsefüßchen setzt (S. 344). „Verhaltensmuster“ sind modern, und daß die „Methode“ gleich zur „Methodik“ wird und die „Technik“ zur „Technologie“, fällt leider kaum noch auf und mag deshalb dahinstehen. (Der Rezensent war bisher sogar der Meinung, es heiße „der Abri“ und „das Mammut“.) Indes soll nicht auf solchen Dingen herumgehackt werden; da sind wir allemal Sünder. Vielleicht wäre es aber doch nicht allzu schwer gewesen, das Buch auch in seinen naturwissenschaftlichen Teilen von unnötig komplizierten Ausdrücken freizuhalten und etwas lesbarer zu machen. Der inhaltlich so beachtenswerte Band, dem Nachfolger in anderen Regionen zu wünschen sind, hätte dadurch nur gewinnen können.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. KARL J. NARR, Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Domplatz 20–22
4400 Münster i. W.

GERHARD BOSINSKI: *Die Ausgrabungen in Gönnersdorf 1968–1976 und die Siedlungsbefunde der Grabung 1968*. Mit Beiträgen von DAVID BATCHELOR, DIETRICH EVERS und JOSEF FRECHEN. Der Magdalénien-Fundplatz Gönnersdorf Band 3 (Hrsg. G. BOSINSKI). Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1979. 220 Seiten, 93 Abbildungen, 20 Tafeln und 8 Beilagen. Preis DM 158,-.

Der Fundplatz Gönnersdorf liegt auf der rechtsufrigen Mittelterrasse des Rheins am Nordausgang des Neuwieder Beckens. Dieses Gebiet wurde gegen Ende der letzten Eiszeit durch einen Ausbruch des Laacher-See-Vulkanen von einer mächtigen Bimssteinschicht überdeckt. Die in den ersten Teil des Alleröd-Interstadials datierten Siedlungsreste liegen 0,30 m unter dem schützenden Bims.

Der vorliegende Band ist der dritte in der Schriftenreihe zu Gönnersdorf. Hier werden die Siedlungsbefunde der Grabung 1968 vorgestellt. In den folgenden Publikationen werden die gesamten, inzwischen wesentlich größeren Grabungsflächen berücksichtigt. Der erste Teil der Arbeit vermittelt einen Überblick zur Geländemorphologie und Entdeckung der Fundstelle. Zum Schluß des ersten Abschnittes wird die Grabungstechnik unter den besonderen Bedingungen des Fundplatzgeländes erläutert.

Die Fundstelle liegt auf einer schwach geneigten Terrasse in vorteilhafter Spornlage. Die Alleröd-zeitliche Oberfläche ist gleichbedeutend mit der Unterkante der Bimsdecke. Insofern ist eine Reduktion der heutigen Verhältnisse auf den Oberflächenverlauf während des Alleröd-Interstadials zumindest im Siedlungsbereich